

6. Schlossgespräch 13.12.2000 im Landesjugendamt des Landes Brandenburg

„Lesbisch, schwul, bisexuell... Ein Thema in der Jugendarbeit?“

Referat: Gabriele Kerntopf, Landeskoordinierungsstelle für LesBiSchwule Belange des Landes Brandenburg

Als Anfang der 50er Jahre die Ergebnisse von Kinseys groß angelegten Sexualstudie bekannt wurden, ging ein Aufschrei durch die USA. 42 % der befragten Männer gaben in dieser Studie an, mindestens ein homoerotisches Erlebnis gehabt zu haben. Die von Kinsey als ausschließlich homosexuell eingestuften Männer umfassten 4 % der untersuchten Gruppe. Zwischen 4 und 10% liegen auch heutzutage die meisten Schätzungen über den Anteil der Lesben und Schwulen innerhalb der Gesellschaft. Darüber hinaus machen Menschen auch homoerotische Erfahrungen ohne später schwul oder lesbisch zu leben. In Untersuchungen zur Jugendsexualität liegt der Anteil von Jugendlichen mit homosexuellen Erfahrungen insgesamt bei ca. 20%. Es gibt eine Vielzahl von Versuchen zu definieren, wer lesbisch und wer schwul ist. Eine Standarddefinition ist etwa, das gleichgeschlechtliche sexuellen Erfahrungen vorausgesetzt wird. Jutta Brauckmann dagegen bezeichnet eine Frau als lesbisch, wenn sie "sich in ihren sozialen, emotionalen, erotischen und auch sexuellen Interessen und Bedürfnissen auf Frauen bezieht (...) und die sich selbst als lesbisch versteht und hiermit auch alle Formen der Diskriminierung auf sich nimmt.“

Wichtig ist mir in diesem Kontext, dass lesbisch und schwul als Selbstdefinition zu sehen ist. Jede und jeder ordnet sich selbst dieser Gruppe zu. Lesbisch- bzw. Schwulsein ist für mich nicht ausschließlich auf die gelebte oder angestrebte Sexualität hin bezogen. Es ist eine Lebensweise, eine Form der Identität, die in einem lebenslangen Prozess gebildet und stetig auch verändert werden kann.

Das Coming Out, meint nicht das Outing, das fremdindizierte Bloßstellen einer Person in der Öffentlichkeit, sondern bezeichnet den Prozess, in dem sich ein Mensch als schwul oder lesbisch erkennt, sich selbst bejaht und schließlich anderen gegenüber öffnet. Die unendliche Geschichte, so ließe sich der Coming-Out Prozess auch nennen. Die Entscheidung, als Schwuler oder Lesbe zu leben und *offen* zu leben, kann niemand ein für alle Mal treffen. Je nach innerer Befindlichkeit, Lebensphase, beruflicher und familiärer Situation stellt sich die Frage immer wieder neu und immer wieder anders:

„Sag ich`s oder sag ich`s nicht?“

Im wirklichen Leben wird beim Happy-End nicht abgeblendet, und so ist für die meisten Lesben und Schwulen das Coming-Out ein Abenteuer in mehreren Folgen.

Das innere und erste äußere Coming-Out ist eine wichtige und vielfach problematische Entwicklungsphase von homosexuell lebenden Menschen, welches über die persönliche Identitätsbalance und das Selbstwertgefühl entscheidet. Letzteres ist wiederum zur Lebensbewältigung grundsätzlich von Bedeutung. Die Mehrzahl der Lesben und Schwulen erleben das Coming-Out als Jugendliche.

Ausschlaggebend für eine positive Verarbeitung des homosexuellen Coming-out ist der Erwerb persönlicher Identitätsstärke. Die hängt von den primären Erfahrungsräumen wie Familie, Schule, Wohnumfeld und Freundschaftsgruppen ab. Entscheidend ist die Frage, ob Jugendliche hier neben den notwendigen Informationen die erforderliche Akzeptanz erfahren, um den Coming-Out Prozess zu erleichtern.

Coming-Out

Am Anfang dieses Prozesses steht die Selbstwahrnehmung des Andersseins und das Gefühl sich als schwul oder lesbisch zu identifizieren.

Oft entsteht der erste Konflikt mit den eigenen Bildern und Vorurteilen, die der oder die Einzelne, geprägt durch ihre heterosexuelle Sozialisation gegenüber Homosexualität im Kopf hat.

Eine innere Auseinandersetzung mit den eigenen verinnerlichten Gesellschaftlichen Normen beginnt. Eine 18jährige beschreibt diese Phase im Nachhinein so:

"Ich fühlte mich allein und anders als die anderen. So verschieden wie ein Kreis in einer Welt von Quadraten! Ich passte einfach nirgendwo hinein. Keiner schien derartige Gefühle zu haben wie ich. Erst dachte ich die Gefühle würden weggehen, wenn ich sie ignoriere. Aber sie wurden immer nur stärker. "

Mit dem ersten nach außen tragen dieses Prozesses, mit dem sich einer anderen Person mitzuteilen, beginnt dann das äußere Coming-Out. Zunächst ist es in den meisten Fällen ein guter Freund oder eine nahe Freundin mit denen das Gespräch gesucht wird. An zweiter Stelle werden laut Umfragen für dieses erste Gespräch Beratungsstellen als Gesprächspartner benannt.. In dritter Position kommen dann homosexuelle Bekannte. Idealerweise wird jetzt auf Anlaufpunkte innerhalb der schwul-lesbischen Sub-Kultur verwiesen. Wie Coming-Out Gruppen, Veranstaltungen, Literatur und ähnliches, so dass der Kontakt und Austausch mit anderen Schwulen und Lesben aufgebaut werden kann. Nach und nach werden dann auch mehr Freunde miteinbezogen.

Oft besteht das Bedürfnis , auch den Eltern gegenüber offen zu sein. Dies ist wohl ein besonderes Kapitel in jedem Coming-Out. Auf die Offenbarung ihres Sohnes, dass er schwul sei, reagierten nur 37% der Mütter und 15% der Väter positiv. In einigen Fällen führt das bekannt werden der Homosexualität sogar zu Kontaktabbruch mit der Familie oder zum Auszug der Jugendlichen aus dem Elternhaus.

Es gibt keinen Zeitpunkt, an dem alle Menschen merken, ob sie schwul oder lesbisch sind. Einige Schwule und Lesben schildern, dass sie sich schon im Kindergarten als anders empfunden haben.. Andererseits haben manche Menschen erst im Rentenalter ihr Coming-Out.....meine älteste Klientin war 68 und trug sich schwer mit der Frage, wie sag ich´s meinen Enkelkindern...

In Untersuchungen zur Identitätsbildung liegt der Beginn des Coming-Out bei Schwulen durchschnittlich im Alter von 15-16 Jahren, wobei 20% jünger als 12 Jahre waren. Bei Lesben beginnt der Prozess später mit ca. 18 Jahren. Die Dauer des Coming-Out Prozesses vom ersten Gefühl bis zur Eindeutigkeit wird mit ca.5-6 Jahren angegeben. Bei Jüngeren ist diese Phase meist kürzer.

Die Zeit des Coming-out wird sehr unterschiedlich eingeschätzt und empfunden. Es gibt ein stark positiv geprägtes Erleben, wie sich endlich stimmig zu fühlen, den fehlenden Stein eines Puzzles zu finden, angekommen zu sein, die Freude darüber zu spüren, dass das Empfinden endlich einen Namen hat, Erleichterung nicht die oder der einzige zu sein, irgendwo dazuzugehören und dem Stolz auf die Schwulen und Lesbenbewegung.

In der Retrospektive wird die Coming-Out Zeit oft als intensive, tiefgehende stark persönlichkeitsbildende Zeit beschrieben, die Lebensvorstellungen und auch das politische Verständnis und Weltbild mitgeprägt haben. Auch das Verständnis für andere Minderheiten ist bei Einigen durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Stigmatisierung verstärkt worden. Vielfach entstehen aber auch neue Verunsicherungen.

Paul Gibson, Autor einer Expertise zur Suizid-Gefährdung von Jugendlichen, gibt an, dass die Suizid-Gefährdung von Homosexuellen Jugendlichen dreimal so hoch ist wie bei heterosexuellen Jugendlichen und dass davon auszugehen ist, dass lesbische und schwule Jugendliche 30% der Suizid-Opfer ausmachen. Gibson kommentiert:

Lesbische und schwule Jugendliche sind mit einer ihnen gegenüber feindlich, verurteilenden Umwelt konfrontiert, bedroht von verbaler und physischer Gewalt sowie Isolation und Ablehnung durch Familie und Freunde. In einer Studie beschreibt ein Schüler seine Situation:

Ich hatte echt die Vorstellung, ich sei der einzige auf der ganzen Welt, obwohl ich natürlich wusste, dass das nicht stimmt- ich war nicht unwissend auf diesem Gebiet. Aber das war so merkwürdig, wenn ich mal irgendwo unter Menschen war, dann hatte ich andauernd das Gefühl "Ich bin schwul und der Rest ist anders" Das gab mir so ein schrecklich einsames Gefühl. Auf einmal fühlte ich mich sogar in der Familie, wo ich mich immer sehr zu Hause gefühlt hatte, sehr, sehr einsam. Und dann war es echt komplett. Traurigkeit und Tod.“

Schon Kinder im Kindergarten beschimpfen sich gegenseitig als "schwule Sau." Woher nehmen sie die Sicherheit, dass sie damit jemanden treffsicher beleidigen können? Das bedeutet, dass sehr wohl Informationen über Lesben und Schwule vermittelt werden. Wer kennt sie nicht, die Bilder vom tuntigen Schwulen, in Frauenkleidern, handtäschenschwingend und mit wackelndem Po? Lesben als männerhassende, kurzgeschorene, in Leder gehüllte Terrorfrauen? Welches Mädchen, welcher Junge möchte sich in diesen Bildern finden, die eher Karikaturen ähneln als Menschen. Welcher Heranwachsende kann das verkraften? Nichts ist für Jugendliche wichtiger, als die Anerkennung von Gleichaltrigen und kaum etwas ist schmerzhafter als von der Clique ausgeschlossen zu sein. Zu ihren Wünschen gehört es, wie für alle Jugendlichen dazuzugehören, so zu sein, wie alle anderen, geliebt und akzeptiert zu werden. Hier besteht die Diskrepanz zwischen den Wünschen der Jugendlichen nach Zugehörigkeit und ihren eigenen Gefühlen. Eine Diskrepanz zwischen den verinnerlichten Moralvorstellungen, den von ihr gelernten Verhaltensmöglichkeiten und ihren Sehnsüchten. Je größer die Unvereinbarkeit von ihren Erfahrungen mit ihren eigenen Gefühlen und Wünschen und den gelernten moralischen Werten ist, um so schwieriger ist die Situation zu ertragen. Mit der Erfahrung „ich bin anders“ geht die Erfahrung einer Wertung einher. Das lesbische Mädchen und der schwule Junge sind aber nicht einfach anders., sondern sie sind etwas, was öffentlich diskriminiert wird, was nicht ernstgenommen wird und von vielen immer noch als krankhaft bezeichnet wird.

Die Jugendliche Identitätsentwicklung führt mit dem Wahrnehmen einer sich entwickelnden aktiven Sexualität zu den Grundfragen nach der sexuellen Ausrichtung. Mit dieser Ausrichtung verknüpft sich unmittelbar auch die Partnerschaft und Lebensform. Als selbstverständlich wird dabei davon ausgegangen, dass sich das Begehren auf einen gegengeschlechtlichen Partner oder Partnerin ausrichten wird. Auf andere Partnerschaftsvorstellungen wird, sollte sie überhaupt thematisiert werden, entsprechend rüde und diskriminierend reagiert. "Schwuli" oder "Homo" sind in Jugendkreisen alltägliche Schimpfwörter. Auf diese Weise hat jede einzelne Person im Laufe ihrer Sozialisation eine Abwertung von Homosexualität gegenüber der gesellschaftlich erwünschten Lebensperspektive Heterosexualität erfahren. Nur selten greifen Pädagogen diese Beschimpfungen auf. Eher herrscht seitens der Erzieher die Tendenz vor, Homosexualität als etwas Unaussprechliches zu verschweigen.

Ist das Zufall? Sicher nicht. Bestimmt aber auch nicht einfach böse Absicht. Vielmehr spielen dabei Unsicherheit und Unwissenheit eine große Rolle.

Diejenigen Jugendlichen, die wahrnehmen, dass sie sich in ihrer sexuellen Identitätsentwicklung von der Mehrheit unterscheiden, erleben sich als ausgeschlossen, bzw. befürchten Sanktionen, falls sie sich zu ihrem Anderssein bekennen. Angebote, sich im Rahmen von Unterricht oder in der Freizeit, etwa in Jugendgruppen oder im Jugendclub mit diesen Fragen beschäftigen zu können und

konstruktive Erfahrungen mit dem Thema sexueller Identitätsentwicklung machen zu können, sind rar. Die Weltsicht die Kinder und Jugendlichen vermittelt wird, ist auf die herkömmliche Mann-Frau Begegnung reduziert. Das heißt, das auch homosexuelle Jugendliche eine heterosexuelle Sozialisation erfahren und mit der eindeutigen Botschaft leben, das normale, erwünschte Beziehungen die von Mann und Frau sind. Das was für andere Jugendliche selbstverständlich ist, nämlich sich in dem, was Bezugspersonen und Vorbilder vorleben, oder sich in Büchern oder Filmen, in Musiktexten, in der Werbung, ja eigentlich überall, wiederzufinden, erfahren Jugendliche, die sich zum eigenen Geschlecht hingezogen fühlen nicht. Sie scheint es mit ihren Gefühlen nicht zu geben, es existieren nur sehr selten positive Vorbilder und sie bekommen keine brauchbaren Informationen darüber, wie sie ihre Gefühle interpretieren sollen und wo sie Unterstützung finden.

Von den eigenen Eltern erfahren lesbische und schwule Jugendliche nur in den seltensten Fällen Unterstützung, meistens reagieren Eltern entsetzt auf die Nachricht, dass gerade ihr Sohn, ihre Tochter sich als homosexuell entpuppt und sich damit so mancher Elterntraum ausgeträumt hat.

Geschlechtliche Identitätsentwicklung ist aber weit mehr als praktizierte Sexualität. Auch das Konzept der Eltern-Kind-Familie definiert sich nicht vordergründig über Sexualität, sondern über eine Lebensform, nämlich eine familiäre Lebensform. Diese Lebensform ist zwar am weitesten verbreitet, sie ist jedoch nur eine von verschiedenen möglichen Lebensformen in unserer Gesellschaft. Die Suche nach einer gleichgeschlechtlichen Identität ist die Suche nach einem Lebenskonzept, nach einer Lebensform. Das subjektive Einverständnis mit der selbstgewählten und bedürfnisgerechten Lebensform erweist sich als die wesentliche Grundvoraussetzung für alle weiter verlaufenden sozialen Integrationsleistungen. Jugendliche, die sich unverstanden, ausgegrenzt, diskriminiert fühlen, werden sich aus der Gesellschaft zurückziehen, sich Nischen einrichten und häufig genug Schaden in ihrer psycho-sozialen und gesundheitlichen Entwicklung nehmen. Dabei ist auch zu bedenken, dass es hierbei nicht nur um schwule, lesbische, bisexuelle und transsexuelle Jugendliche geht, sondern auch um Jugendliche die in einer gleichgeschlechtlichen Co-Elternschaft, mit einer lesbischen Mutter oder einem schwulen Vater aufwachsen.

Fast immer wenn meine Kinder erzählten, dass sie mit zwei Müttern leben wurden sie ausgelacht. „So etwas gibt es nicht, wurde ihnen gesagt. Hört auf zu spinnen.“

Keine Erzieherin, keine Lehrerin hat je in all den Kindergarten und Schuljahren, meine Kinder sind inzwischen 23, 17, und 16 Jahre jemals die Familienform meiner Kinder auch nur mitbenannt, obwohl sie ihnen bekannt war. So waren meine Kinder immer ihre eigenen Anwälte. Haben sich und uns erklärt. Ich bewundere sie immer wieder um ihre Geduld, ihren Mut und ihr starkes Selbstbewusstsein. Ich erinnere mich an eine Schulweihnachtsfeier, zu der die Kinder, 7. Klasse, im Vorfeld wegen der Platzreservierung angeben sollten, ob ein oder zwei Elternteile teilnehmen werden. Mein Sohn gab zwei Elternteile an. Worauf die Lehrerin, sie war die Klassenlehrerin seit der 4.Klasse, ganz überrascht fragte. „ach, kommt dein Vater euch besuchen?“ Mein Sohn erzählte mir diese Begebenheit später. Auch das alle Kinder gelacht hätten. Ich wollte ihn darüber trösten, dass die anderen Kinder ihn ausgelacht hätten. Doch er erklärte mir: „Quatsch Mama, die haben doch über die blöde Frau Meyer gelacht. Alle haben doch bis jetzt begriffen, wie wir leben. Bloß die hat es bis heute nicht kapiert. Und die ist erwachsen und Lehrerin! Als dann die Weihnachtsfeier stattfand, ließ es sich mein Sohn nicht nehmen, ständig zu krähen, dass er zwischen seinen beiden Muttis sitzen möchte. Die Lehrerin gab allen Eltern die Hand zur Begrüßung. Meiner Freundin nicht. Doch Florian machte sie lautstark darauf aufmerksam, dass sie seine Co-Mutti vergessen habe, nicht ohne uns verschwörerisch zuzublinzeln. Er hatte die Lacher auf seiner Seite. Aber er hatte auch eine gehörige Portion Anstrengung und Anspannung mehr hinter sich, bevor er sich in Ruhe mit „seinen“ Eltern in Weihnachtsstimmung fühlte.

Alle Schwulen und Lesben befinden sich in Beziehungen mit ihrer Umgebung. Sie sind manchmal Eltern, Tanten und Onkel oder Geschwister. Es muss mitbedacht werden, dass auch heterosexuelle Jugendliche, die in solchen Familienzusammenhängen leben, Unterstützung und Akzeptanz für ihre Familie und ihrer Lebenssituation erfahren müssen. Wenn das nicht geschieht, verwehrt die Gesellschaft Kindern und Jugendlichen somit nicht nur die konstruktive Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität, mit eigenen Lebensgestaltungsmöglichkeiten, sie wirkt darüber hinaus über Schweigen und Diffamieren destruktiv auf bestehende menschliche Beziehungen.

Bei der Suche nach Kooperationspartnern für Veranstaltungen, Multiplikatorenfortbildungen, oder Aufklärungsprojekte, bekomme ich sehr häufig zur Antwort:

„Das lohnt sich bei uns nicht. Bei uns gibt es keine lesbischen Mädchen oder schwule Jungs. Das ist bei uns kein Thema. Das stimmt!! Aber nur der Teil, das es kein Thema ist... wie fast überall!“

Ich werde versuchen deutlich zu machen, warum es schwierig ist für Jugendliche, besonders aber für Mädchen, die eigene lesbische Identität zu finden und diese öffentlich zu machen. Nicht nur im gesellschaftlichen Kontext, sondern auch im feministischen Rahmen von Mädchenarbeit, wird ein Mädchen solange als heterosexuelles Mädchen fremddefiniert, bis es sich selbst als lesbisches Mädchen zu erkennen gibt. Auch wenn sie für sich selbst eine Vermutung oder Ahnung über ihr Lesbisch sein zugelassen hat, versucht sie dies eventuell vor sich selbst und vor ihrer Umwelt zu verbergen und wird vielleicht gezielt verhindern wollen, dass sie als lesbisches Mädchen erkannt wird.

Ein Mädchen, dem die eigene lesbische Identität bisher nicht bewusst ist, wird sich verständlicherweise auch nicht als Lesbe zu erkennen geben. Sie wird also als lesbisches Mädchen übersehen.

Wenn Pädagogen davon ausgehen, dass Mädchen solange heterosexuell sind, solange sie sich nicht als Lesbe zu erkennen geben, wäre zu ergründen, wie dieses "zu erkennen geben" aussehen muss, damit es von den Pädagogen und Pädagoginnen wahrgenommen wird.

Gerade von Mädchen, die in Ihrer Identität verunsichert sind, können noch gar keine eindeutigen Signale einer lesbischen Identität ausgehen.

Es wird davon ausgegangen, dass der einzig verlässliche Hinweis, ob ein Mädchen lesbisch ist oder nicht, der ist, dass das Mädchen sich selbst als lesbisch bezeichnet. Bei all den anderen Mädchen kann niemand wissen, ob sie lesbisch oder hetero sind.

Das bedeutet, dass es Auswirkungen auf die selbst bestimmte Entwicklung von Mädchen hat, wenn sie bewusst oder unbewusst als heterosexuelles Mädchen fremdbestimmt, also zwangsheterosexualisiert werden. In einem Selbsthilfebuch für lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche schildert ein Mädchen, wie sie versuchte ihre lesbischen Gefühle zu verbergen:

"Ich hätte alles darum gegeben, meine Gefühle loszuwerden, Aber sie waren da, und ich konnte sie nicht loswerden. Deshalb habe ich schon in so jungen Jahren mit Jungen geschlafen. Ich ließ mich mit 13 beim Gruppensex entjungfern. Denn damals glaubte ich, mein Verhalten würde meine Gefühle verändern. In der Mittelstufe schlief ich mit zehn bis 15 Männern, nur um zu beweisen, dass ich nicht lesbisch bin. "

Die Mehrheit unserer Gesellschaft wird im Alltag ausschließlich mit der scheinbar normalen heterosexuellen Lebensform konfrontiert. Bereits im Kindergarten, später in den Schulen, in Büchern, den Medien- Radio- Fernsehen- Kino und in der Werbung wird Heterosexualität als selbstverständliche und allein erstrebenswerte Lebensweise vermittelt und zwar so, als gäbe es ausschließlich Sexualität und Liebe zwischen Mann und Frau.

Im Jugendfreizeit und Bildungsbereich wird nach wie vor wenig über Sexualität gesprochen. Sexuaufklärung beschränkt sich häufig auf die Fortpflanzungsfunktion oder eine technische Anleitung. Reden über Gefühle, vielfältige Beziehungen und verschiedene Lebensweisen kommen selten vor.

"Biste schwul? Oder iih.. `ne Lesbe" werden als Schimpfwörter benutzt. Diese Diskriminierungen können bis zu Gewaltanwendungen führen.

Das Ergebnis ist, das Schwule und Lesben, bereits in vorseilendem Gehorsam, aus Angst vor Diskriminierung, sich selbst so weit zurückzunehmen, dass die lesbische bzw. schwule Identität nach außen hin unsichtbar wird.

Mit dem vollständigen Verstecken nach außen hin können sie aber auf Anfeindungen jeglicher Art nicht reagieren, ohne zu mindestens Gefahr zu laufen sich zu outen. Die Möglichkeit auf offene oder versteckte Diskriminierung von außen reagieren zu können, ist aber äußerst wichtig für den Umgang bei dem Empfinden von Diskriminierungen. In der Untersuchung von Rossberg und Reinberg empfinden sich versteckt lebende Lesben öfter diskriminiert als die offen lebenden. Verstecken ist 100% kein Schutz vor Diskriminierung, sondern macht ganz eindeutig wehrlos.

Zum Beispiel: Wenn in einer Jugendgruppe einer der Jugendlichen versteckt schwul ist, wird er sich bei jeder schwulenfeindlichen Äußerung oder Witz machtlos und wehrlos fühlen. Die Angst, was wäre erst, wenn die Anderen "es" wüssten? Diese Angst wird ihn lähmen und er zieht sich aus Angst vor dem erkannt werden zurück und der Weg in die Isolation ist vorgezeichnet.

Er entwickelt Vermeidensstrategien: er erzählt weder, wie er das Wochenende verbracht hat, noch von seinen Verliebungen, geschweige denn von seinem Liebeskummer, welche Bücher er liest, welche Filme er sieht und.. und..

Seinen Mitmenschen erscheint er vielleicht merkwürdig. Bestenfalls denken sie, er habe kein Privatleben und wenn, dann ein so unspannendes, dass sich das Erzählen wohl nicht lohnt. Er wird als schwierig, komisch oder verhaltensauffällig wahrgenommen und auch so behandelt. Wer kommt schon auf die Idee, was wirklich mit ihm los ist?

Unter Pädagogen und Pädagoginnen wirken Unsicherheit und Vorurteile fort.

Ich möchte eine Begebenheit erzählen, exemplarisch für ganz viele Begebenheiten, die mir im Laufe meiner Tätigkeit berichtet wurden und die mir aus eigenem Erleben sehr wohl bekannt sind. Geschehen im Jahr 2000 während einer Klassenfahrt einer 11.-Klasse einer Gesamtschule aus Königs-Wusterhausen.

Am Anreisetag, als die Jugendlichen sich auf die Zimmer verteilt hatten, stellten die begleiteten LehrerInnen fest, dass sich die Jugendlichen in geschlechtsgemischten Gruppen auf die Zimmer verteilt hatten. Sie hielten es zunächst für den üblichen Versuch, bestehende Regeln, die für Klassenfahrten immer gelten, was das gemeinsame Übernachten von Jungen und Mädchen in einem Zimmer anbelangt, mal wieder in Frage zu stellen. Aber alle Appelle an diese bekannten Regeln blieben erfolglos. Bis es eines der Mädchen, die auch die Wortführerin in diesem Konflikt war, benannte, worum es wirklich ging. Es sei den Jungen ja wohl nicht zuzumuten mit einem „Homo“ in einem Zimmer zu schlafen. Die Mädchen, die mit dem betroffenen (im wahrsten Sinne des Wortes) Schüler befreundet waren, hatten sich bereit erklärt, diesen in ihrem Zimmer aufzunehmen. Die begleitenden Lehrer setzten sich mit dem Hinweis auf bestehende Regeln und einem Appell an die Toleranz der Mitschüler allerdings durch. Auf die Äußerungen, die von den Jugendlichen in dieser Diskussion gemacht wurden, möchte ich im einzelnen gar nicht eingehen. Das Problem wurde innerhalb der Gruppe dann folgendermaßen gelöst:

Der „Schwule!“ ging früher schlafen als alle anderen, damit die Situation des Ausziehens und der damit befürchteten lüsternen Blicke, den heterosexuellen Schülern erspart blieb. Ebenso stand der „Schwule!“ jeden Morgen vor allen anderen auf, um nicht den Waschraum teilen zu müssen. Die

Jugendlichen selbst schliefen in ihren Jeans. Mit dem Hinweis: „man weiss ja nie, wozu so einer fähig ist...“ Was so ein ausgrenzendes Verhalten, aus welchem Grund auch immer, einfach nur weil jemand anders ist, für diesen Schüler angerichtet haben und nie wieder gut zu machen ist, brauche ich sicher nicht näher zu erläutern. Aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Die wortführende Schülerin rief anonym den Schulrat an, um zu fragen, ob die begleitenden Lehrer das Recht hatten, diese Entscheidung zu treffen und ob es zumutbar sei, dass Jungen gezwungen würden mit einem Schwulen in einem Zimmer zu übernachten. Der Schulrat gab sogar Auskunft auf diese anonyme Anfrage. Dass es Sache des Lehrpersonals sei, dies zu entscheiden. Keine falsche Antwort, oder doch? Gut aus der Affäre gezogen, würde ich sagen. In dieser Frage keinen klaren Standpunkt (sofern man denn einen hat) beziehen. Aber so ganz sicher schien er sich dann doch nicht gewesen zu sein. Er hatte zwei und zwei zusammengezählt und schnell herausgefunden, welche Schule sich zur Zeit auf Klassenfahrt im genannten Ort befand. Er rief die Schuldirektorin an, um nachzufragen, ob da tatsächlich ein schwuler Schüler mitgefahren sei, und ob ihr dieser Konflikt bekannt sei. Der Schuldirektorin war dies bis dahin nicht bekannt. Aber als die Klasse zurückkam erwartete sie diese mit einer kräftigen Standpauke. Sie appellierte an die Toleranz ihrer Schüler und Schülerinnen und sagte Ihnen dass sie sich für sie schäme, ob ihres Verhaltens.

Obwohl diese Reaktion erst einmal wirklich zu loben ist, weil das Geschehen nicht einfach unter den Tisch fiel und die Schulleiterin einen ganz klaren Standpunkt für Ihre Schule bezogen hat, gibt es trotzdem noch etwas dazu zu sagen.

Die Schulleiterin appellierte an die Toleranz der Schüler und Schülerinnen. Durch ihre Formulierung bestätigt sie den Maßstab „Heterosexualität“, denn nur Heterosexuelle haben unhinterfragt das Recht, so zu leben, wie es Ihnen entspricht. Sie diskutiert nicht, wer in dieser Gesellschaft bestimmt, was als normal und was als nicht normal gilt, welches die Kriterien sind oder sein könnten, etwas zu erlauben oder zu verbieten.

Der Begriff „Toleranz“ kommt aus dem Lateinischen: *tolerare*= ertragen, erdulden. In einem pädagogischen Lexikon können wir nachlesen: die menschliche Toleranz „akzeptiert jeden Menschen als Menschen, auch wenn seine Auffassungen und das sich daraus ergebende Verhalten stärkste Missbilligung zu verdienen scheinen, solange sein Anspruch auf Selbst- und Umweltgestaltung nach eigener Einsicht nicht mit den berechtigten Wünschen anderer in unerträglichen Konflikt gerät.“ Die negative, abwertende Konnotation dieses Begriffes-, die entsprechende Haltung denen gegenüber, denen Toleranz entgegengebracht werden soll, hier also Lesben und Schwulen einerseits, und andererseits die gleichzeitig unhinterfragt positive, erhebende Haltung gegenüber der normierten Lebensgestaltung „Heterosexualität“, ist deutlich.

Bei Aufklärungsveranstaltungen in Schulklassen oder Jugendfreizeiteinrichtungen wird mehrheitlich, sinngemäß von den Jugendlichen, als auch von den sie begleitenden Pädagogen und Pädagoginnen, die Aussage getroffen, „...nichts gegen Lesben und Schwule zu haben.“

Solche Aussagen entsprechen dem Ergebnis von Toleranz-Appellen in der Vergangenheit und Gegenwart, die akute Ablehnung, ja Feindschaft gegenüber der schwul-lesbischen Lebensgestaltung scheint gestoppt, Lesben und Schwule werden „hingenommen.“

„Ich habe nichts gegen Lesben und Schwule!“ – diese Aussagen enthalten implizite Abwertungen, die oft erst durch den weiterführenden Satz direkt zum Ausdruck kommen: „...solange sie mir nicht zu nahe treten, solange sie nicht öffentlich auftreten, solange sie ihre Lebensform nicht propagieren und anderen aufnötigen, solange es nicht meine Familie betrifft.“

In diesen Worten stecken trotz der schönen Worte die Abwertung, Lesben und Schwule seien doch etwas Minderwertiges bzw. Gefährliches.

Ein Beispiel dazu:

In meine Beratung kamen eine Lehrerin und eine Schulsozialarbeiterin einer Berufsschule für FacharbeiterInnen, um sich Rat bezüglich einer für sie schwierigen Situation zu holen.

In einer Klasse hatten sich wiederholt Schülerinnen beschwert, dass sie sich von einer Schülerin, die ihnen lesbisch vorkam, belästigt fühlten. Auf genauere Fragen entpuppte sich die Belästigung

sich angebaggert zu fühlen und komische Blicke. Die Pädagoginnen hätten nun gern mit dem betroffenen Mädchen gesprochen, trauten sich aber nicht, sie auch nur darauf anzusprechen, um sie nicht unwissentlich zu verletzen. Nach einigen Beratungsgesprächen fühlten sie sich gestärkt genug, um das Gespräch zu suchen. In Folge dieses wohl durchaus positiven Gesprächs, entsprach es dem Wunsch der Schülerin, die Problematik offen in der Klasse zu thematisieren. Ich wurde gebeten, in die Klasse zu kommen, um mit den SchülerInnen über Homosexualität zu sprechen. Zur Veranstaltung selbst möchte ich jetzt nichts sagen, das wäre ein Thema für sich. Die Schulleiterin hatte darauf bestanden, an dieser Veranstaltung teilzunehmen und hatte durch ihren eigenen Gesprächsbedarf die Fragen der Jugendlichen ziemlich ausgebremst.

Am Ende der Veranstaltung bedankte sich die Schulleiterin mit einem Blumenstrauß für die gelungenen Stunden. Sie hielt sogar eine kleine Ansprache.

Sie bedankte auch bei meiner Begleiterin, für unsere Offenheit und den Mut auch über Persönliches gesprochen zu haben. Sie entschuldigte sich für ihre Schüler und Schülerinnen für die in dieser Veranstaltung oft sehr verletzenden Aussagen zu Lesben und Schwulen. Sie sprach uns volle Bewunderung für unsere Ruhe und Sachlichkeit aus. Nach der wirklich nicht sehr erquicklichen Stunden, fing ich an, mich durch diese warmen und ermutigenden Worte, auf ein kleines schwebendes Wölkchen zu setzen. Sie sprach über die Bedeutung von Toleranz, die ihr persönlich ja kein Problem macht, nur einer intoleranten Gesellschaft eben. Sie würdigte die Bedeutung der Medien, die auch immer mehr das Thema aufgreifen. Da gibt es so schöne Filme, meinte sie. Als sie „Philadelphia“ erwähnte, hätte ich schon stutzig werden müssen. Sie ging dann über zu Soap-Operas, wie „Gute Zeiten, schlechte Zeiten.“ Da allerdings war zu bemängeln, nein nicht wie ich dachte die klischeehafte Darstellung des Quotenschwulen oder Lesbe, nein! Die frühe Sendezeit fand sie nicht angebracht. Denn da sitzen auch Kinder davor, die sich „sowas“ dann auch ansehen und für Kinder ist das ja nun nicht geeignet. Eigentlich hätte man den Aufprall hören müssen, als ich von meinem Wölkchen auf den Boden der Lesbenrealität klatschte.

Toleranz ist in der Diskussion um gleichgeschlechtliche Lebensweisen zum problematischen Modewort geworden. Wer soll hier wen tolerieren? Real geht es nicht um die Wertschätzung und Respektierung unterschiedlicher Lebensentscheidungen. In der Forderung nach Toleranz wird auf subtile Weise ein hierarchisches Machtgefüge verfestigt. Der Begriff der Toleranz bestätigt eine Norm „heterosexuell“ in dem er das nicht dem Maßstab entsprechende „lesbisch/schwul –ohne die kritische Reflexion des Normierten- nach aktuellen Belieben mal mehr, mal weniger duldet. Toleranz ist der Einbahnstraßenblick auf Andere, wobei die eigene Lebensgestaltung unbeleuchtet und unhinterfragt bleibt. Der „Akzeptanz“-Ansatz ist vom Begriff her wesentlich positiver besetzt. Das „Hinnehmen“ wird durch das „Annehmen“ ersetzt. Es klingt- und vielleicht ist es das ja auch wohlwollender und fortschrittlicher. Der Einbahnstraßenblick bleibt jedoch erhalten. Wenn als Lernziel für eine Unterrichtseinheit formuliert würde: „die Schüler und Schülerinnen sollen durch das kennen lernen schwul-lesbischer Lebensweise Akzeptanz gegenüber dieser Lebensform entwickeln“, so bliebe dennoch die heterosexuelle Matrix unverändert erhalten, wird schwule und lesbische Lebensgestaltung weiterhin als Abweichung von der Norm gesetzt, statt zum Beispiel beim selbstverständlichen kennen lernen einer Vielfalt von Lebensgestaltungsmöglichkeiten, die gesellschaftliche Norm der Heterosexualität zu thematisieren und kritisch zu beleuchten.

Die monogame, heterosexuelle Ehe mit eigenen Kindern stellt auch für Heterosexuelle nur eine unter anderen möglichen Lebensformen dar- wie die Realität zeigt. Die Vielfältigkeit möglicher Lebensformen zu sehen und offen darüber zu reden, bedeutet für Erwachsene- Heterosexuelle und Homosexuelle - eine Bereicherung. Ihre Erfahrungen und Erkenntnisse können so besser an Kinder und Jugendliche weitergegeben und diesen vielfältige Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten jenseits sexueller und geschlechtsrollen- differenter Festschreibungen aufzuzeigen, sie in ihrer Identitätsfindung unterstützen und Akzeptanz gegenüber Anderslebenden fördern.

Die meisten Institutionen in Brandenburg beziehen die Lebenssituation von Lesben und Schwulen bislang nicht in ihre Arbeit ein. Sie spiegeln die gesamtgesellschaftlichen Vorbehalte wieder und sind sich der Relevanz des Themas für ihre Arbeit nicht bewusst. Bei der Bewältigung von Lebenskrisen- vor allem des Coming-Out- spielt professionelle psychosoziale Beratung oder Therapie eine deutlich untergeordnete Rolle. Die wichtigste Unterstützung erhalten Lesben und Schwule im sozialen Nahbereich wie Freunde, Schule, Freizeiteinrichtung und Elternhaus. Akzeptanz der Vielfalt von Lebensweisen in der Gesamtbevölkerung trägt sehr zur Verbesserung der individuellen Chancen auf Bewältigung einer lesbischen oder schwulen Sozialisation bei.

Solange Homosexualität vorrangig im Kontext Sexualerziehung angesprochen wird, solange es Schwulen und Lesbengruppen überlassen bleibt, dieses Thema zu bearbeiten, ist aber ein gesellschaftliches Umdenken noch in weiter Ferne.

In Brandenburg als Flächenland mit viel ländlichem Raum, ohne ein flächendeckendes Beratungsangebot und Freizeitangeboten für Lesben und Schwule wie in Berlin, ist von noch größerer Bedeutung, dass Jugendeinrichtungen und Schule offen für die Thematik sind. In den vergangenen Jahren wurden in vielen Städten Fachtagungen zum Thema durch den Landesverband AndersARTiG durchgeführt. Der Christopher-Street-Day, einigen von ihnen sicher bekannt durch die alljährlichen großen Paraden wie in Berlin, wird in Brandenburg als Städtetour durchgeführt, um der hier besonderen Situation entgegenzukommen. Eine Woche tourt eine Gruppe Lesben und Schwule durch das Land Brandenburg. Eine Woche lang ist in vielen Städten Homosexualität erstmals Thema. Einerseits soll Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transsexuellen, die oft versteckt in kleinen Städten und Dörfern leben, der Rücken gestärkt werden. Um ihnen das Gefühl zu nehmen, das sie allein sind. Ein Info-Mobil steht auf den belebtesten Plätzen. Lesben und Schwule verteilen Info-Material und suchen das Gespräch mit den Menschen auf der Strasse. Die Bürgermeister sind angehalten die Regenbogenfahne, als sichtbares Zeichen der Solidarität mit Lesben und Schwulen am Rathaus ihrer Stadt zu hissen. In Jugendeinrichtungen werden Filme gezeigt, Lesungen mit homosexuellen Inhalten abgehalten und Diskussionen geführt. Es ist nach wie vor schwierig, Kooperationspartner hierfür zu gewinnen. Aber diejenigen, die sich in der Vergangenheit bereit erklärten, diese Aktionen zu unterstützen, würden es nach eigener Aussage immer wieder tun. Viele neue Kontakte und Zusammenarbeiten haben sich aus diesen Touren und Veranstaltungen ergeben, die für alle Beteiligten bereichernd sind. Auch das schwul-lesbische Magazin „so natural“, welches flächendeckend verteilt wird, ist ein großer Beitrag. Selbstverständlich neben anderen Broschüren kann es in Jugendeinrichtungen, Institutionen Schulen usw. ausgelegt werden. Hierbei werden unterschiedliche Ebenen angesprochen. Einerseits als Möglichkeit der Öffentlichkeitsarbeit mit allen damit verbundene Ergebnissen und als Adressensammlung für Lesben und Schwule. Es ist nicht einfach, manchmal sogar unmöglich für junge Menschen im Coming-Out, auch nur nach einer Adresse zu fragen.

In den Bibliotheken gibt es kaum Literatur, vor allem keine jugendgerechte, die ausgeliehen werden kann. Selbst in den Buchläden muss erst ein Titel bestellt werden. Aber welcher Jugendliche geht in einen Buchladen und lässt sich beraten, welches Buch mit homosexuellem Inhalt nun für ihn geeignet ist? Geschweige denn eine Beratung, welches Buch wirklich schön, oder spannend, oder auch hilfreich ist? So kleine Dinge, die sich mit gutem Willen leicht bewerkstelligen ließen, sind oft schon unüberwindliche Hürden.

Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen sind nicht nur ein Thema der Jugend. Es ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. Vorurteile gegenüber Lesben und Schwulen sind auch das Ergebnis des heterosexistischen Erziehungsalltags. Dem entgegenzuwirken muss der Beitrag aller

an der Erziehung Beteiligten sein. Die Gefahr besteht darin, die notwendige, von allen zu leistende Auseinandersetzung, mit dem Normalitätsbegriff und der breiten Palette unterschiedlicher Lebensgestaltungsmöglichkeiten, sowie das notwendige Engagement gegen Normierung und Diskriminierung, hauptsächlich an die Vertreter und Vertreterinnen der Lesben- und Schwulenorganisationen zu delegieren.

Das ist die Aufgabe eines jeden Erziehenden unabhängig von ihrer oder seiner persönlichen Lebensgestaltung. Die Auseinandersetzung mit Heterosexismus muss daher auch selbstverständlicher Bestandteil in der Ausbildung von Pädagogen und Pädagoginnen sein. Eingebettet in eine differenzierte und kritische Auseinandersetzung mit der Vielfalt unterschiedlicher Lebensgestaltungsmöglichkeiten in dieser Gesellschaft, mit verschiedenen Formen gelebter Sexualität neben anderen Begegnungen- auch die Diskussion mit Vertretern und Vertreterinnen aus Lesben und Schwulenorganisationen zu suchen- kann durchaus bereichernd und kreativ sein.

Wenn allerdings zur Behandlung des Themas Homosexualität zur Information und Aufklärung nur Schwule und Lesben eingeladen werden, wird zum scheinbar neutralen Thema Sexualität additiv Homosexualität behandelt. Somit wird Homosexualität zu etwas Besonderem, wird zum Speziellen. Besonderes und Spezielles sagt aber auch immer etwas aus, über Selbstverständlichkeiten. Selbstverständlich ist bei diesem Beispiel die Hetero-sexualität, die als solche nicht einmal mehr benannt wird, vielmehr im allgemeinen Begriff Sexualität aufgeht. Diese Alternative birgt weiter die Polarisierung in sogenannte Betroffene und Nicht-betroffene, wobei die Betroffenen die Experten zu dem Thema sein sollen.

Wenn wir aber davon ausgehen, dass in dieser Gesellschaft ein normierender Druck zur Heterosexualität vorhanden ist, welcher als Strukturmerkmal dieser Gesellschaft auf heterosexuelle wie auf homosexuell lebende Menschen wirkt, dann gibt es in diesem Sinne keine Nicht-Betroffenen. Das heißt nicht, dass wir alle gleich sind und das Gleiche erleben. Es heißt aber, dass wir alle unabhängig von unserer Lebensgestaltung aufgefordert sind, uns mit eben diesem normierenden Druck zur Hetero-Sexualität und deren Bedeutung für unsere Lebensentscheidungen aus einander zu setzen.

Die kontroverse politische Diskussion um die Einführung eines Rechtsinstituts für gleichgeschlechtliche Partnerschaften ist zwar erst durch den gesellschaftlichen Diskussions- und Wandlungsprozess möglich geworden, macht zugleich aber bewusst, dass die soziale Distanz vieler Menschen zu Lesben und Schwulen häufig noch groß ist.

Viele haben in Ihrem sozialen Umfeld eine gewisse Akzeptanz erreicht, aber sehr viele leben immer noch mit Schweigen über ihre Lebens/ Liebensform. Das betrifft sowohl die Lesben und Schwulen selbst, als auch deren Angehörige und ihre Kinder.

Bei allen durchaus spürbaren Veränderungen in der Gesellschaft hat der Prozess des Coming-Out nichts von seiner individuell erlebten Dramatik verloren hat. Homosexualität ist vor allem in Familien für alle Beteiligten konfliktträchtig und stößt auf hartnäckige emotionale Widerstände, wenn sie zum Thema wird.

Eine Veranstaltung wie diese bietet Möglichkeiten, sich von der einen oder anderen Seite diesem Thema zu nähern und vielleicht zu neuen Sichtweisen, Handlungsperspektiven und Strategien anregen.

Ausgehend von den Bestimmungen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes kommt der Jugendhilfe die Aufgabe zu, die individuelle Entwicklung von Mädchen und Jungen zu fördern und dazu beizutragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen.

Jugendliche genießen in Brandenburg verfassungsrechtlich in besonderer Weise den Schutz von Staat und Gesellschaft. Sie haben als eigenständige Personen das Recht auf Achtung ihrer Würde. Ihnen ist eine Rechtsstellung einzuräumen:

„die ihrer wachsenden Einsichtsfähigkeit durch die Anerkennung zunehmender Selbstständigkeit gerecht wird. Sie sind vor körperlicher und seelischer Vernachlässigung zu schützen. Sollte ihr Wohl gefährdet sein, hat das Gemeinwesen die erforderlichen Hilfen zu gewährleisten und die gesetzlich geregelten Massnahmen zu ergreifen (Quelle: Verfassung des Landes Brandenburg ART.27) Ihnen ist ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, es sind gleiche Voraussetzungen für die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu schaffen.“

Auf der Grundlage des KJHG, indem das Recht jedes jungen Menschen auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit“ betont wird, muss Jugendarbeit umfassende sexualpädagogische Aufklärungs- Bildungs- und Beratungsarbeit fördern, Jugendliche im lesbischen, schwulen, transsexuellem und bi-sexuellem Coming-Out unterstützen und allen Jugendlichen vermitteln, dass alle Formen gleichwertige Ausdrucksformen menschlicher Sexualität sind.

Es gilt Jugendliche auf ihrem Weg in die plurale und multikulturelle Gesellschaft in ihrem Erleben und ihren Erfahrungen mit dieser zu begleiten und ihnen Unterstützung anzubieten. Es gilt aber auch Rahmenbedingungen zu schaffen, die Flexibilität und Entscheidungsfähigkeit fördern. Es gilt eine entsprechende Qualität der Angebotsstruktur der Jugendhilfe sicherzustellen. Das ist Aufgabe der nächsten Jahre. Die Etablierung einer Kultur der Differenz ist gemeinsame Aufgabe von Landesregierung, Landesjugendamt und Trägern vor Ort, aber auch ein anspruchsvolles gesamtgesellschaftliches Projekt.

Es geht auch darum zu vermitteln, dass es nicht nur um Sexualität geht. Es geht vor allem darum, dass Liebe, Freundschaft und Sexualität für alle Jugendlichen Themen sind. Pädagogische Fachkräfte müssen überall dort, wo Jugendliche sind, für dieses Thema offen sein. Es kann in diesem Zusammenhang nicht darum gehen, normative Vorgaben zu machen, welche Form von Angeboten in welcher Situation und Zusammenhang für junge Lesben und Schwule richtig sind. Es geht in erster Linie darum, einen Raum für sie und mit ihnen zu schaffen. Die ersten Angebote sind Testballons, aus deren Erfahrungen dann neue veränderte angemessene Angebote entstehen können. Beim aufpusten und starten der Testballons sind die Lesben und Schwuleninitiativen jederzeit zur Unterstützung bereit.

Die Einflussmöglichkeiten, die wir oder Sie einzeln oder gemeinsam haben sind groß:

Sie können wertfrei in ihrem Arbeitsalltag und ihrem Privatleben über lesbische und schwule Lebensweise sprechen, in ihren Arbeitsbereichen lesbische und schwule Themen aufgreifen, sich bei Diskriminierungen einmischen, Homosexualität nicht zum Tabu machen, öffentlich und politisch die Interessen von Lesben und Schwule vertreten und somit die Achtung vor anderen Lebensformen fördern. Vielen Dank.

Quellen: Verfassung des Landes Brandenburg

KJHG

Ute Hiller „Coming Out“

„Wir lieben wen wir wollen“ Orlanda Verlag

Sexualpädagogischer Kongress

„Eigentlich habe ich es schon immer gewusst...“Frühlings Erwachen

Sexuelle Orientierung – Deutscher Jugendhilfetag in Nürnberg